



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Briefe Beethovens.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Briefe Beethovens.

Briefe Beethovens. Herausgegeben von Dr. Ludwig Nohl. Stuttgart, Cotta. 1865.

Die herben und verdienten Zurechtweisungen, welche Herr Ludwig Nohl wegen seiner schriftstellerischen Versuche, namentlich seiner begonnenen Beethoven-Biographie verschiedentlich hat erfahren müssen (vgl. Allg. Mus. Ztg. 1864, Nr. 41. 42 u. a.), hätten, sollte man meinen, denselben dazu veranlassen sollen, ehe er weitere Pläne ausführte, durch gewissenhafte Studien sich die Kenntnisse die Bildung des Urtheils und die wissenschaftliche Sorgfalt anzueignen, von deren Mangel er so eclatante Beweise geliefert hatte. Nicht ohne Ueberraschung erfuhr man daher, daß nach jenem verunglückten biographischen Versuche sehr bald zwei neue Arbeiten (wenn man sie so nennen kann) erschienen; den 1864 herausgegebenen Briefen Mozarts sind in kurzer Zeit die Briefe Beethovens gefolgt.

Wenn man dieselben aus obigen Gründen begreiflicher Weise mit einem ungünstigen Vorurtheile zur Hand nahm, so mochte doch immerhin das Interesse des Gegenstandes, vielleicht auch die Hoffnung, einen Fortschritt in Herrn Nohls Arbeitsweise zu gewahren, eine nähere Kenntnißnahme rechtfertigen. Wir gingen das Buch aufmerksam durch, um zum Schlusse nur um so bitterer getäuscht zu werden. Wir sprechen unsere, nach eingehender Prüfung gefaßte Meinung um so mehr noch jetzt aus, als andere Erwähnungen und Besprechungen des Buches, die uns zu Gesicht gekommen sind, ein auf Sachkenntniß beruhendes Urtheil über die Leistung als solche nicht abgegeben haben; von diesen wünschen wir unsere Besprechung dadurch unterschieden zu wissen, daß wir die nohlsche Sammlung nicht als interessante Lectüre behandeln, sondern fragen, in wie weit dieselbe als wissenschaftliche Arbeit, als Bereicherung des Materials zur Kenntniß von Beethovens Leben zu betrachten sei.

Da es die erste Sammlung beethovenscher Briefe ist, die selbständig erscheint (bekanntlich fanden sich kleine Sammlungen schon bei Wegeler, bei Seyfried, bei Schindler), so wird zunächst nach der Berechtigung einer solchen Sammlung zu fragen sein. Nun glauben wir nicht auf vernünftigen Widerspruch zu stoßen, wenn wir von einer selbständigen Brieffammlung die doppelte

Abſicht fordern, einmal, uns an einen hervorragenden Mann zu erinnern und zur Kenntniß seines Lebens und Charakters beizutragen, und dann, eine auch für sich charakteristische und durch selbständigen Inhalt fesselnde Lectüre zu bieten. Wo letzteres Erforderniß fehlt, da kann immer noch, z. B. bei großen Schriftstellern, die Betrachtung maßgebend sein, daß man keine Aeußerung ihres Geistes untergehen lassen will; aber hier wird schon die Grenze leicht überschritten werden, jenseits deren es tadelnswerth wird, Aeußerungen, die der Schreiber nie zur Veröffentlichung bestimmt hatte, als Documente seines Geistes zu ediren.

In andern Künsten und Fertigkeiten fällt aber auch dies Erforderniß weg, und es trägt zum Ruhme eines ausgezeichneten Malers oder Musikers nichts bei, wenn man bestrebt ist, auch jedes seiner Worte zu retten. Seine schriftlichen Aeußerungen bieten ein wichtiges Material für die Kenntniß seines Lebens und Charakters; ein Recht auf separate Bekanntmachung gewinnen sie erst dann, wenn ihnen als solchen eine selbständige, charakteristische Bedeutung innewohnt; und dies wird bei Briefen namentlich erst dann eintreten, wenn der Verfasser, abgesehen von einer auch in ihnen hervortretenden geistigen Individualität, ein sorgfältiger und regelmäßiger Brieffschreiber ist und nicht erst gelegentlich und ungern dazu schreitet.

Jene beiden Erfordernisse trafen bei Mendelssohn zusammen, und darum machte das Erscheinen seiner Briefe ein so großes und verdientes Aufsehen; sie geben uns nicht bloß umfassende Nachricht über das reiche Leben dieses Künstlers, sondern bewähren sich selbst als Erzeugnisse eines lebhaften, vielseitig gebildeten Geistes, dem Talent und Gewöhnung den Ausdruck durchs Wort fast so geläufig gemacht hatten wie durch den Ton, und der sich sowohl über äußere Eindrücke, wie über Fragen seiner Kunst in der beredtesten und anziehendsten Weise zu äußern weiß.

Bei Beethoven ist das völlig anders. Zunächst war er, was er auch selbst von sich sagt, kein emsiger Brieffschreiber. Zwar nennt ihn Herr Nohl den „schreibseligen Meister“; aber sein eigenes Verzeichniß mußte ihn darauf führen, wie unverdient diese Bezeichnung sei. Seine Sammlung enthält, nebst dem Anhange, 411 Nummern. Von diesen sind zunächst 26 Nummern, von denen später zu reden ist, abzugiehen, da sie keine Briefe sind; es bleiben also 385 Briefe, und diese erstrecken sich über einen Zeitraum von ungefähr 34 Jahren (1793—1827), so daß durchschnittlich aufs Jahr etwa 12 Briefe kommen. Nehmen wir nun auch die 83 von Köchel neu edirten Briefe an Erzherzog Rudolph, nehmen wir die etwa 250 Briefe, die sich in den Sammlungen anderer Beethovenforscher befinden\*), und von denen Herr Nohl nichts weiß,

\*) Wir verdanken diese Angabe einer brieflichen Privatmittheilung und theilen sie nach vorheriger Erlaubniß mit.

hinzu, so erhalten wir doch immer höchstens 20 Briefe aufs Jahr, d. i. kaum zwei auf den Monat. Von diesen aber besteht eine ganz enorme Zahl in ganz kurzen gelegentlichen Zetteln, wie Beethoven sie an wiener Bekannte schrieb; neben welchen die ausgeführten Briefe an auswärtige Bekannte eine außerordentlich kleine Anzahl bilden. Man sieht, wie viel richtiger Beethoven selbst sich beurtheilt hat, als Herr Nohl; und auf die Bedeutung einer selbständigen Briefsammlung Beethovens wirft dieser Umstand schon ein bedenkliches Licht.

Nun beachte man außerdem den Inhalt der Briefe. Die größte Verehrung vor Beethoven dem Musiker braucht uns nicht so befangen zu machen, daß wir nicht eingestehen sollten, daß die größte Zahl der Briefe weder an sich gehaltvoll, noch für Beethoven als Künstler charakteristisch ist. Mit Ausnahme der wenigen an ihm nahe und von ihm geliebte Freunde (Wegeler, Ries, Amenda, Erzherzog Rudolph u. a.) geschriebenen sieht man ihnen allen das Flüchtige und Gelegentliche an, man sieht, wie Absicht und Laune des Augenblicks häufig Stil und Inhalt bestimmt, die Briefe erhalten dadurch eine gewisse Flüchtigkeit und Ungebundenheit, die uns an Beethoven biographisch natürlich im höchsten Grade interessirt, uns den Menschen genauer kennen lehrt, die aber den Briefen eine selbständige Bedeutung nicht geben kann; und namentlich sieht man bald, daß er sich über künstlerische Fragen, die man grade am liebsten aus seinem Munde erörtern hörte, nur ungern und nur in der größten Kürze äußert. Wenn man liest, wie er guten Freunden gegenüber, so dem Baron von Zmeskall u. a., seinen launigen, oft derben, keineswegs immer angenehmen Einfällen freien Lauf läßt, wie er an Frau von Streicher über kleine häusliche Angelegenheiten schreibt, wie er sich auch in Geschäftsbriefen an auswärtige Verleger und in anderen, so den im Anhang mitgetheilten an Kaufa, in nachlässiger, nicht einmal immer correcter Weise, gehen läßt: so ist es für sein Leben wichtig, ihn in seinem ganzen Naturell und in seinem Verhältniß zu den betreffenden Personen kennen zu lernen; wer aber diese momentanen Einfälle als eigenthümliche Aeußerungen seines Geistes vor aller Augen stellt und den Lesern gleichsam zuruft: hier, lernt auch daraus den Genius kennen und schätzen — der, glauben wir, hat die Bedeutung desselben nicht erfaßt und versündigt sich an seinem Andenken.\*)

Nach dem Gesagten müssen wir unserer Ueberzeugung nach die Veranstaltung einer selbständigen Sammlung der beethovenschen Briefe für ein in sich verfehltes Unternehmen halten. Wir sehen in Beethovens Briefen ein unentbehrliches und interessantes biographisches Material, und gewinnen aus denselben, aus denen man ihn wirklich kennen lernen kann, ihn als edlen Menschen

\*) Herr Nohl versteigt sich zu hohem Entzücken auch über diese Unebenheiten. „Cyclopische Felsblöcke werden hier mit cyclopischer Macht geschleudert“ (S. VII.) — mit solchen und ähnlichen Phrasen werden auch die Schwächen von Beethovens Correspondenz entschuldigt.

und begeisterten Künstler lieb. Die Publication sämmtlicher Briefe aber finden wir an sich unpassend, und um so unzeitiger, als wir noch keine genügende und abschließende Biographie Beethovens besitzen. In wie weit nun durch den einmal ausgeführten Versuch einer Brieffammlung unsere Kenntniß bereichert werde, und in welcher Weise Herr Nohl diesmal seine Aufgabe gelöst habe, bleibt zu fragen.

Zunächst schiebt er denselben eine Vorrede voraus, angefüllt wieder mit den bekannten, unklar verschwommenen und hochtrabenden Phrasen, die uns schon in seinen früheren Arbeiten so störten; dabei in einer Selbstgefälligkeit einhergehend, die nur von seiner Oberflächlichkeit übertroffen wird. Mit keinem Worte erklärt er dem Leser, warum er seine angefangene Biographie vorerst liegen lasse und die Brieffammlung vorausschicke. Er spricht von seinen Forschungsreisen; wie weit sich diese erstreckt haben müssen, wird uns bald klar werden. Freundlich herablassend erkennt er das Verdienst des „chronologischen Verzeichnisses“ von Thayer an, welches zwar für ihn wenig neue Daten bietet; natürlich, da er es kaum angesehen, und z. B. von der darin erwähnten thompsonschen Correspondenz nichts gefunden hat. Wenn er aber einen seiner Irrthümer aus Thayer sofort verbessern muß (112), so nimmt es sich um so naiver aus, wenn er meint, Thayer könne auch von ihm Berichtigungen und Ergänzungen erfahren. Nach der umfassenden und weitschichtigen Forschung, von welcher Thayers Buch Zeugniß giebt, glauben wir kaum, daß letzteres aus Nohl auch nur an einer einzigen Stelle ergänzt oder gar berichtigt werden könnte.

Daß seine Sammlung nicht vollständig sei, sieht er ein, findet aber doch seine Ausbeute hinreichend, um mit dem schon früher Vorhandenen einen festen Kern zu bilden. Unter seinen neuen Quellen scheint ihm der schindlersche Nachlaß in erster Linie zu stehen; doch ist dieser auch frühern Sammlern schon wohlbekannt gewesen; und man erstaut über den geringen Gewinn an wirklich interessantem Neuen, was nicht Schindler selbst schon veröffentlicht hätte. Außerdem beschränkt sich, wie man leicht sieht, Nohls Forschung so ziemlich auf die wiener Bibliothek und das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde daselbst, und auf das, was ihm glücklicher Zufall dort auf privatem Wege in die Hand spielte; ein paar Briefe in Zürich hat er wohl auf der letzten Reise, wovon er in der Vorrede erzählt, gefunden; dagegen hat er z. B. nach Prag, nach Leipzig, nach Berlin, wo sich überall Originalbriefe finden, keine „Forschungsreisen“ gemacht, und citirt die dort befindlichen Briefe nur nach Copien oder Drucken. Ueberhaupt erkennt man sehr bald, daß Nohl von sehr wenig Briefen die Originale gesehen hat, auch wenn er wußte, wo dieselben sich befanden, daß er aber in Fällen, wo ihm gedruckte Quellen vorlagen, wie z. B. bei den Briefen an Ries, an Hofmeister, an Giannatasio del Rio u. a. sich nach den Originalen, wie es scheint, meist gar nicht umgethan hat. Und wenn er in der Vorrede

weiter von der Schwierigkeit des Suchens, von der Verstecktheit vieler Briefe z. B. in englischen „Raritätenkästen“ redet, so nimmt sich diese Klage eigenthümlich aus in dem Munde eines Mannes, dem, wie wir sehen werden, nicht einmal alle bereits gedruckten Briefe bekannt gewesen sind.

Was die Redaction betrifft, sagt er in der Vorrede weiter, so habe er orthographische Fehler corrigirt, Beethovens eigenthümliche Schreibart in Grammatik oder vielmehr Syntax aber nicht angetastet. Man sieht aber sehr leicht, wie wenig ihm die Grenze zwischen orthographischen Fehlern und grammatischen Eigenthümlichkeiten der Zeit deutlich ist, und mit welcher Willkür er oft in Interpunction und dergleichen Beethoven corrigiren will, selbst in Briefen, die schon früher von andern gedruckt waren. Wollte er solche Correctur üben, so mußte er auch gegen sich selbst strenger sein, und nicht z. B. S. 14 schreiben: „(Beethoven) verfuhr mit den Herren sehr didaktisch.“

Was er dann weiter über den Charakter dieser Briefe und Beethovens überhaupt in seinen gewöhnlichen unklaren und überspannten Phrasen sagt, in denen man deutlich den Einfluß Richard Wagners\*) merkt, müssen wir übergehen. Interessant ist nur, mit welcher Entschuldigung er sich von der Aufgabe entbindet, neben den Briefen einen erläuternden biographischen Text hergehen zu lassen, dessen Fehlen man bei Beethoven mehr empfindet wie bei Mozart, der aber hier auch viel schwerer herzustellen war. Ein elektrischer Strom, sagt er, verbindet diese Blätter, ich — Nohl — empfand ihn überraschend und überzeugte mich, daß denselben ein biographischer Commentar nur stören würde.

Wir verlassen die grandiosen Redensarten, unter denen u. a. auch wieder die Parallele zwischen Beethoven und Napoleon, auftaucht, welche wir schon aus der Biographie kennen, und wenden uns zu dem Inhalte selbst, um zu sehen, was uns denn nun eigentlich mit so großem Gepränge Neues geboten wird.

Zunächst müssen wir hier eine Anzahl von Nummern abrechnen, die unserer Meinung nach in eine Brieffammlung gar nicht gehörten. Von der Dedication der ersten Sonaten (1) und von einem Entwurfe einer Eingabe (49) ist Nohl selbst der Ansicht, daß Beethoven sie nicht verfaßt habe; trotzdem müssen sie die Zahl seiner Nummern vermehren helfen. Mehrere andere amtliche Eingaben und Actenstücke, wenn sie auch in gewisser Weise für ihn charakteristisch sind, gehörten nicht in die Sammlung (Nr. 3, 46, 116, 221, 223, 399), und noch viel weniger gewisse in Zeitungen erlassene Erklärungen über seine Compositionen (Nr. 27, 30, 107, 113, 114,\*\*) oder gar die Dedication des Trios Op. 38

\*) „Dem Meister Richard Wagner“ ist das Buch gewidmet.

\*\*) Wollte Herr Nohl hier vollständig sein, so mußte er auch die Erklärung über das C-dur-Quintett, die über die C-dur-Ouverture und die Concertanzeige vom 24. Februar 1824 mit aufnehmen, die er alle bei Thayer finden konnte.

(23), der neue Titel des Quintetts nach dem C-moll-Trio (193) und andere kleine Erklärungen (71, 225, 379). Das schöne Testament an seine Brüder ist gewiß eines der herrlichsten Zeugnisse für die tiefedle Gesinnung des Meisters, und war auch längst bekannt; nach demselben Princip aber, welches jenem eine Stellung unter Briefen anwies, konnte man schließlich auch für die interessanten Mahnworte an sich selbst, die sich zerstreut in Beethovens Tagebüchern finden, das Gleiche fordern. Am allerwenigsten aber hatten mit dieser Sammlung jene Stammbuchblätter, Gelegenheitscanons und dgl. etwas zu thun, welche auch noch sechs Nummern füllen (9, 90, 118, 217, 224, 328); so daß wir nun sechsundzwanzig Nummern erhalten, welche gar nicht in das Verzeichniß gehörten. Von diesen aber waren über die Hälfte, nämlich siebzehn, schon früher gedruckt.

Von den übrigbleibenden 385 wirklichen Briefen, welche die Sammlung enthält, ist nun etwa die Hälfte (189, wenn wir richtig gezählt haben) bereits früher durch den Druck veröffentlicht gewesen; das müssen wir hervorheben, weil erstlich es bei vielen Nohl anzumerken verschmäh't, in einzelnen Fällen nicht gewußt hat. Unter diesen befinden sich nun so ziemlich die ausführlicheren und recht eigentlich für Beethoven charakteristischen, wie man sie längst kannte und liebte, so die an Wegeler (8), an die breuningschen Familienglieder (5), an Ries (31, von denen einer, 279, noch unbekannt war), an Giannatasio del Rio (28, aus den Grenzboten), an Amenda (2, aus den Signalen), an Julie Guicciardi (2), an Bettina von Arnim (3), an die leipziger Musikhändler Hofmeister und Peters (etwa 12, meist aus der neuen Zeitschrift für Musik), an Varenna (7), an Steiner und Haslinger (meist aus Seyfried) an Birchall (aus Chrysander), an Schott (6, aus der Cäcilia), an Moscheles (3, aus Schindler), und viele einzelne. Unter den bisher ungedruckten ragen an Zahl hervor die vielen Billets an Zmeskall (gegen 50, meist von der wiener Hofbibliothek\*), die Billets an Schindler (29, zum Theil schon aus Schindler bekannt) und die Briefe an den Neffen (37, davon schon 12 aus Schindler bekannt); dann von wichtigeren noch sieben an den Erzherzog Rudolph (aus dem Archiv der Musikfreunde), dreizehn an Frau von Streicher (stückweise, nach Abschriften), fünf an Pasqualati (von der wiener Bibliothek), zwölf an den Advocaten Kauka (nach Abschriften), vier an Holz und noch viele einzelne, zum Theil an unbekannte Adressaten, von Bedeutung und größerem Umfange äußerst wenige.

Man begreift, daß bei einer so erstaunlich geringen Ausbeute von interessantem Neuen Herr Nohl selbst sich über die Unvollständigkeit seiner Sammlung

\*) Selbst von dieser sollen einige in der uns nicht zugänglichen Wiener A. M. Z. gedruckt sein, wie uns zuverlässig mitgetheilt wird, und was Nohl jedenfalls wissen und an geben mußte.

nicht täuschen konnte; nur verzeiht man ihm bei seiner hinzukommenden Saumseligkeit des Forschens die Herausgabe um so weniger. Man vermißt Briefe an Beethoven nahestehende Persönlichkeiten, von deren Dasein man wußte oder Vermuthungen hegen durfte, so die an den Grafen Brunswick, an die Gräfin Erdödy; statt der wenigen (4) Biletchen an Treitschke wünschte man die interessante Correspondenz über die projectirte Oper *Romulus* zu kennen, die sich in andern Sammlungen findet; in diesen finden sich auch, wie wir wissen, die Briefe an Pasqualati, an Steiner und Haslinger, an Frau von Streicher, selbst an Zmeskall weit vollständiger und zahlreicher, als sie Nohl bietet, von den Briefen an Giannatasio del Rio fehlt der eine, den die Grenzboten nicht aufgenommen haben, auch bei Nohl; und was die Briefe an Erzherzog Rudolph betrifft, so hat Nohl bekanntlich bald nach dem Erscheinen seines Buches durch Köchel eine traurige Enttäuschung erfahren müssen. Aber was sollen wir bei diesen Mängeln uns aufhalten, da Herr Nohl das weit Schlimmere widerfahren ist, bereits veröffentlichte Briefe zu übersehen. In den Grenzboten von 1859, zweites Vierteljahr S. 236, sind (von D. Jahn) aus dem Jahre 1812 zwei Briefe an Brunswick und sieben an Fräulein Amalie Sebald veröffentlicht, die Beethoven in Tepliz kennen gelernt hatte; sie sind von besonderem Interesse für Beethovens Wesen und hätten eine Zierde der Sammlung gebildet.\*) Herr Nohl, der doch die Briefe an del Rio aus den Grenzboten abdruckt, hätte bei einigermaßen eifrigem Suchen darauf kommen müssen; statt dessen giebt er nur (90) ein kleines Stammbuchblättchen an „die Sängerin Auguste Sebald“, über welches er weitere Aufschlüsse nicht mittheilt. — In Thayers chronologischem Verzeichnisse finden sich (S. 100 fg.) Anführungen aus 10 Briefen Beethovens an Thompson in Edinburgh; Herr Nohl, dem jenes Verzeichniß noch vor dem Abschlusse in die Hand kam, erwähnt sie mit keinem Worte, obgleich er behauptet, daß er bei Thayer kaum Neues gefunden habe. — Einen kleinen Brief an Pasqualati, den Nohl nicht hat, findet man in der Neuen Zeitschrift für Musik Bd. 9. S. 164. — Ein Brief an Schindler aus Hegendorf, den Nohl stückweise giebt (266), steht vollständig facsimilirt in Breidensteins Festgabe zur Inauguration des Beethovenmonuments (Bonn 1845), wo, außer anderen Abweichungen, statt des Juli der 1. Juni 1823 als Datum angegeben ist. — Von einem Bilet an den Redacteur Bernard, welches Schindler II. 75 erwähnt, weiß Nohl nichts.

Die gleiche Oberflächlichkeit tritt nun auch in dem, was er giebt, und in der Art, wie er es giebt, allenthalben hervor. Als gewissenhaftem Herausgeber war es für ihn erste Pflicht, überall seine Quelle genau anzugeben, und na-

\*) „Die Zartheit Beethovens Frauen gegenüber, sein inniges Gefühl und seine Laune sprechen sich in diesen Briefen so einfach und so liebenswürdig aus, daß sie als ein besonders anziehender Beitrag zu seiner Charakteristik angesehen werden dürfen.“ Jahn a. a. D.

mentlich das, was er zum ersten Male veröffentlicht, deutlich von dem zu scheiden, was schon früher gedruckt war. Statt dessen läßt er uns sowohl über den Umstand, ob ein Brief schon gedruckt war, wie darüber, ob er das Original gesehen oder nicht, an vielen Stellen völlig im Unklaren, und bei Unkundigen entsteht dadurch ein falscher Schein, den der Herausgeber schon seiner wissenschaftlichen Ehre wegen vermeiden mußte. Von vielen bei Schindler bereits gedruckten Briefen unterläßt er dies anzugeben, so bei dem Briefe an Mosel (165), einem an die Baronin Ertmann (174), den Briefen an Moscheles (389, 396, 398); von mehreren an Haslinger mußte er ihre frühere Veröffentlichung durch Seyfried erwähnen; von dem Briefe an Matthison (16) weiß er nichts, oder verschweigt es, daß derselbe schon in der Neuen Zeitschrift für Musik (Bd. 7. 51) steht. Andere Beispiele wird jeder selbst finden.

Wie nützlich es ihm gewesen wäre, auch bei schon gedruckten Briefen, oder solchen, die er nach Abschriften edirt, sich selbst nach dem Originale umzusehen, mögen einige Beispiele zeigen, die uns die ganze Methode des Herrn Nohl recht vor Augen stellen. — Den Brief an Dr. Schade in Augsburg (Nr. 2) hatte Herr Nohl in seiner Biographie als eine Entdeckung aus der Revue britannique, nachdem er ihn ins Deutsche zurückübersetzt, mitgetheilt; er mußte sich damals belehren lassen (A. M. Z. 1864. Nr. 42), daß jene französische Uebersetzung selbst nach einem englischen Aufsätze Thayers gemacht war, daß er aber den Brief deutsch in der Vossischen Zeitung von 1845 hätte finden können. Er druckt nunmehr den Brief in der ursprünglichen Fassung ab, ohne, wie es seine Pflicht war, den Irrthum seiner Biographie einzugestehen, einfach angehend, daß der Brief außer in der Vossischen auch noch in der Berliner Musikalischen Zeitung von 1845 gestanden hatte. Das Original ist ihm noch jetzt unbekannt geblieben; ob nach eifriger Nachforschung? Wir wollen das nicht untersuchen und ihm nur für den Fall, daß es ihm das Glück doch schließlich noch in die Hände spiele, als Vorgeschmack dieser Freude die Varianten desselben mittheilen. Erstlich heißt der Adressat nicht Schade, sondern Schaden; ausdrücklich adressirt Beethoven auf dem Originale: „à monsieur de Schaden, conseiller d'Augsburg, à Augspurg“. Z. 3 heißt es im Original ich will, bei Nohl will ich; Z. 9 Original erhielt, Nohl erhielt; Z. 10 Original wär, N. wäre (solche Provincialismen durften gewahrt bleiben, ebenso wie das Tage in vielen Briefen, woraus Nohl „Tage“ machen zu müssen glaubte); S. 5 Z. 12 Original einige Nachsicht, Nohl einige Zeit Nachsicht; Z. 19 Original der ich, Nohl da ich; außerdem noch viele Abweichungen in der Interpunction und den Anfangsbuchstaben, die wir übergehen. — Ähnlich hat ihm bei Nr. 220, welchen Brief er als muthmaßlich an Artaria geschrieben bezeichnet, die Unkenntniß des Originals geschadet, in welchem der zu Anfang abgekürzte Buchstabe ein S ist, kein A. Sowohl nach dem Inhalte

wie nach der Unterschrift *amicus ad amicum* (welche Nohl nicht hat) möchte man als Adressaten Schindler vermuthen, und nach Nr. 266 zu schließen scheinen ja ohnedies nicht alle an Schindler gerichteten Briefe vollständig von diesem aufbewahrt worden zu sein.\*) —

So lassen sich nun unzählige Beispiele zusammenstellen, welche den Beweis liefern, wie sehr Herr Nohl jeglicher philologische Tact und jede Genauigkeit, welche jedem, der etwas herausgibt, nöthig ist, abgeht, indem er theils nöthwendige Notizen über die Form der Briefe unterläßt, theils im Texte derselben mit Willkür ändert. Bei 190 (Nies) findet sich eine Nachschrift „mit eigener Hand“, wie Nies ausdrücklich bemerkt; Nr. 246 bezeichnet Nies selbst als „Auszug eines Briefes, dessen Anfang sich nicht mehr vorfindet“; beides hält Herr Nohl nicht für nöthig mitzutheilen. Der Beispiele von Willkür und Ungenauigkeit im Einzelnen sind zu viele, als daß wir sie alle namhaft machen könnten.\*\*\*) Es verlegt besonders, zu sehen, wie er häufig Interpunction und Eigenthümlichkeit der Orthographie ändert, wo sie dem beethovenschen Ausdrucke grade eigenthümlich sind. Diese unbefugte Correctur übt er sogar, wo er nach gedruckten Quellen edirte.

Wenn nun auch Herr Nohl den Briefen keinen fortlaufenden biographischen Commentar beigegeben wollte (um den „elektrischen Strom“ in denselben nicht zu stören), so finden sich doch bei den meisten kürzere oder längere Anmerkungen, in denen er sachliche Erläuterungen gibt oder Vermuthungen äußert. Auch diese sind in den allerseeltensten Fällen der Art, daß man ihnen Belehrung verdankt (so wenn er aus Schindlers Nachlaß einiges beibringt, oder zu 61 eine Notiz nach mündlicher Erzählung Malfattis giebt); meistens sind sie aus den bekannten Biographien und anderen naheliegenden Quellen zusammengeschrieben, wobei er wiederum, seiner früher gerügten Ansitte folgend, seine Quelle meist nicht nennt. Ein bestimmtes Princip tritt dabei nicht hervor; neben vielem Bekannten und Unnöthigen vermißt man häufig an Stellen, welche Unbekanntes enthalten, die nöthige Erläuterung. Warum weiß er z. B. über Mademoiselle Gerardi, über Auguste Sebald, über Fürst Fjzlipuzli (103) u. s. w. nichts zu sagen? — dem gegenüber hatte es doch wenig Interesse, z. B. zu erfahren, daß Dr. Schebel in Prag eine ausgezeichnete Autographensammlung besitzt. Daneben tritt die haltlose Willkür auch in den Erklärungen auf, und wo eine zweifelhafte oder bestrittene Frage zu entscheiden war, da zeigt sich seine Urtheilslosigkeit in der unglücklichsten Weise. Wir nehmen die Briefe an Bet-

\*) In diesem Briefe muß es außerdem noch statt „in dem Jahr“, was gar keinen Sinn hat, nach dem Original „in der Woche“ heißen.

\*\*) Wir erwähnen namentlich den Brief 238 an Peters (nach der R. Ztschr. f. Musik), wo Nohl „einige Tage mehr“ in „einige Tage eher“ verändert hat, und (S. 216, Z. 2) bei „Knabe“ die Worte „von 15 Jahren“ ganz wegläßt.

tina von Arnim (66, 67, 91 bei Nohl) als Beispiel, deren Echtheit in der Gestalt, in der wir sie lesen, bekanntlich allgemein angezweifelt wird. Herr Nohl kommt und eröffnet uns, er habe deren Echtheit nie bezweifelt, wer die jetzt veröffentlichten Briefe lese, werde auch seine Zweifel fahren lassen, und für den, welchem „innere Gründe“ nichts gelten, genüge das Zeugniß des „urtheilsfähigen Fachmannes“ M. Carriere, welcher die Briefe gesehen habe. Was Nohl für innere Gründe meint, ist nicht zu ersehen; denn der affectirt-sentimentale, und wiederum der selbstbewußte Ton in denselben findet sich, wir können sagen, in keinem einzigen andern Briefe wieder; man vergleiche nur einmal den dritten, im August 1812 in Tepliz geschriebenen, mit den oben erwähnten, zu gleicher Zeit und an gleichem Orte geschriebenen Billets an Amalie Sebald, um den Abstand zu gewahren. Was er in diesem Briefe von seinem Zusammentreffen mit Goethe und seinem Verhalten gegen höchste Personen, von seiner Verachtung von Ehren und Auszeichnungen spricht, ist mit Rücksicht auf sein Wesen, wie wir es sonst kennen, eine absolute Unmöglichkeit. Das Zeugniß der Bettina ist, wenn man an die Erweiterungen denkt, die sie sich mit goetheschen Briefen erlaubt hat, von keiner Beweiskraft, und der Professor Carriere kann da, wo es sich nur um sicheres Gedächtniß handelt, nicht mehr wie jeder andere als Fachmann gelten. Es treffen also innere wie äußere Gründe zusammen, um uns zu der Ansicht zu nöthigen, daß die Briefe, so wie wir sie lesen, von Beethoven nicht herrühren können; und bei dieser werden wir so lange bleiben, bis jemand kommt und uns sagt, er habe die Briefe in dieser Gestalt im Originale gelesen.

Von andern Fehlern, die sich in Nohls Erklärungen finden, merken wir noch folgende an. Zum achtzigsten Briefe (an Varenna) setzt er, Schindlers Angaben corrigirend, die Composition des König Stephan und die Eröffnung des pesther Theaters in den Winter 1811. Aus Thayer, sowie einem Aufsatze in der A. M. Z. 1865, Nr. 7 fg., konnte er wissen, daß letztere am 12. Febr. 1812 geschah. Die Briefe an Giulietta Guicciardi setzt er 1800, da dieselbe sich einem Zeugnisse Thayers zufolge 1801 verheirathet habe; und so muß auch ein Brief an Wegeler von 1801 (18), der jener Ansetzung widerspricht, auf 1800 rücken. Wo Thayer dies sagt, giebt er nicht an, und wenn er mündliche Mittheilung meint, so irrt sein Gedächtniß sich sicherlich. Der letztere Brief aber muß in 1801 stehen bleiben, da in diesem Jahre erst das erste Porträt Beethovens gemacht wurde, wovon der Brief spricht. Wir verdanken diese Angabe einer Quelle, die, wie wir glauben, auch Herrn Nohl überzeugen würde. Die Verheirathung geschah erst 1803, und somit sind die wohlbezeugten Daten jener Briefe nicht zu ändern. Wenn der Brief Nr. 50 auf ein 1808 stattgefundenes, von Reichardt beschriebenes Concert bezogen wird, so wird das bei einer Vergleichung der beiderseitigen Angaben zum wenigsten höchst willkürlich

erscheinen. Dergleichen Flüchtigkeiten machen natürlich gegen alle seine Angaben mißtrauisch, wo er nicht durch Verweisung auf seine Quelle uns die Mittel zur Controle bietet.

Noch andere Fehler aufzuführen würde Raumverschwendung sein und ist auch überflüssig. Doch darf eine besondere Unart nicht ungerügt bleiben, die darin besteht, daß Nohl oft seine Erklärung, wenn sie durch ein oder wenige Worte auszudrücken war, in Klammern mitten in den Text der Briefe hineinsetzt und dieselben dadurch verunstaltet. Es ist unbegreiflich, daß er es über sich gewinnen konnte, den „elektrischen Strom“ fortwährend dadurch zu unterbrechen, daß er uns im besten Eindrücke von Beethovens Worten über seine eignen stolpern läßt.

Herr Nohl hat die Briefe chronologisch zu ordnen versucht. Bei den datirten Briefen machte sich das von selbst; bei den undatirten ist zuweilen das annähernd Richtige getroffen; anderswo zeigt sich völlige Willkür und Unsicherheit, und letztere war ja auch unvermeidlich bei den vielen Zetteln, deren Inhalt nicht den geringsten Anhalt bot. So sind die Briefe an Collin (44), an Gleichenstein (45), an Hammer-Burgstall (59) u. a. ganz willkürlich so gestellt, wie sie stehen, oder auf ganz vage Vermuthungen hin. — Wie es ferner möglich sei, daß zwei Briefe an Ries auf dasselbe Datum (5. Sept. 1823) fallen sollen, hat er auch unterlassen zu erklären. Da diese Verwirrung nicht vermieden werden konnte, so hätte eine chronologische Anordnung nicht versucht werden müssen; die Briefe waren vielmehr nach Gruppen von Personen zu ordnen, wobei sich die Art des Verhältnisses zu den einzelnen Personen auch deutlicher hätte verfolgen lassen. — Die drei großen Abtheilungen: „Lebens Freud und Leid“ (1783—1815), „Lebens Aufgaben“ (1815—1823), „Lebens Müh und Ende“ 1823—1827) sind so verkehrt wie in sich abgeschmact. Wer Beethovens Leben kennt, wird die Aufgaben desselben nicht erst mit 1815 beginnen und nicht 1823 einen besonderen Abschnitt desselben statuiren.

Außerlich störend ist noch, daß nicht gleichmäßig jeder Brief seine Ueberschrift hat. Man sieht gar keinen Grund zu dieser Unordnung, ausgenommen die Eile der Redaction.

Es bedarf keines Wortes, wie wenig empfehlend alle die gerügten Uebelstände für einen Mann sind, der eine Biographie Beethovens begonnen hat.

Der Briefsammlung ist ein Namen- und Sachregister beigegeben, wie es scheint zur Erleichterung des Nachschlagens, doch nicht ganz so unschuldig, wie es den Anschein hat. Die einzelnen Namen gestalten sich unvermerkt zu kleinen Biographien, ohne neue Mittheilungen, aber völlig noblisch gefärbt. Da wird z. B. Carl Holz „ein etwas lockerer wiener Zeiserl“ genannt, „der mit seiner leichten Lebensanschauung sogar den ernstern Beethoven zeitweise ansteckte und beherrschte“ (?!). Und Marx erhält von ihm das Lob „daß er bis zum heu-

tigen Tage der fruchtbarste Vertreter des Fortschritts in unserer Kunst geblieben“ sei.

Vielleicht zu lange hat uns diese neueste nohlsche Herausgabe beschäftigt; doch galt es zu zeigen, daß alle die Untugenden, daß der ganze schrifstellerische Leichtsin, wie ihn die Biographie Beethovens zeigte, in dieser Briefsammlung wiederkehrt. Führt Herr Professor Nohl fort, in dieser leichten Manier auch fernerhin Bücher zu machen, so mag er Kindern und Unwissenden damit imponiren: eine wissenschaftliche Kritik wird weiter keine Notiz von ihm nehmen können.

Dreiundachtzig neu aufgefundenene Originalbriefe Ludwig van Beethovens an den Erzherzog Rudolph, herausgegeben von Dr. L. Ritter von Köchel. Wien, Beck. 1865.

Es ist wahrhaft wohlthwend, jenem Erzeugnisse anmaßender Wichtigkeit eine Arbeit gegenüberstellen zu können, in der wir nicht allein eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß Beethovens, sondern zugleich eine Probe echter wissenschaftlicher Sorgfalt zu erblicken haben.

Ritter von Köchel, der hochverdiente Verfasser des Mozartkatalogs, bietet uns hier 83 in dem Nachlasse des Erzherzogs Ludwig Joseph vorgefundene Briefe Beethovens an Erzherzog Rudolph, seinen langjährigen Schüler und wohlwollenden Freund; er fügt denselben noch drei an den Kammerherrn von Schweiger gerichtete bei. Er schickt den Briefen eine Einleitung voraus, worin er das Verhältniß des Künstlers zu seinem hohen Freunde und Gönner, wie es diese Briefe zum ersten Male vollständig klar vor Augen stellen, in treffender Kürze schildert und darauf hinweist, wie sehr jenes Verhältniß kein bloß äußerliches, sondern auf der höchsten beiderseitigen Hochschätzung beruhendes war. Dann zählt er die für Beethovens Leben wichtigen Punkte auf, die in denselben berührt werden; auch auf die in den Briefen erwähnten Compositionen macht er kurz aufmerksam; und so zieht er schon gleich selbst die Summe dessen, was wir den Briefen neues verdanken und hat dadurch dem künftigen Biographen in dankenswerther Weise vorgearbeitet.

Hierauf folgen nun die Briefe selbst (mit Weglassung der Ueber- und Unterschriften, die sich in allen gleichmäßig wiederholen) im Allgemeinen in chronologischer Folge; wo das nicht anging, und nicht deutliche Zeichen auch ohne Datum auf die Zeit schließen ließen (was namentlich schwierig war bei den vielen undatirten Entschuldigungsbillets), da hat er sich nicht auf haltlose und unwahrscheinliche Vermuthungen eingelassen, sondern eine ganze Reihe derselben am Schlusse zusammengestellt, und auch in den früheren, wie S. 15 gesagt wird, mehr die Zusammengehörigkeit dem Inhalte nach, als das Datum

zur Richtschnur genommen; doch werden die einem Jahre angehörigen meist nicht getrennt. Was die Art der Edition angeht, so muß für den, der sie nicht nach den Originalen controliren kann, der Name des Herausgebers Bürgschaft genug dafür sein, daß sie sorgfältig und treu ist; und wenn Köchel sagt, daß er sich in Orthographie und Interpungirung die „bescheidenste Freiheit“ erlaubt habe, so hat dies natürlich bei weitem mehr Gewicht, wie wenn Herr Nohl dergleichen sagt.

Der Eindruck der Briefe selbst ist ein von den sonst bekannten im Ganzen ziemlich abweichender; die Person des Adressaten hat offenbar bewirkt, daß Beethoven sorgfältiger und gemäßigter schrieb. Aber grade in dieser Form nehmen sich die Ergüsse wahren Gefühles, die Aeußerungen warmer Anhänglichkeit an den Erzherzog, den er sogar in der Musik den Besten gleichstellen möchte, sowie die hohe Begeisterung für seine Kunst, die oft hervorbricht, um so wohlthuerender aus. Wir sehen aber auch hier wieder, wie wenig es mit Beethovens Natur und Neigung übereinstimmte, sich in weiteren Erörterungen über die Kunst zu ergehen; er giebt zuweilen dem Erzherzog einen praktischen Rath (so z. B. empfiehlt er ihm das Studium Handels), urtheilt über andere Künstler, spricht aber höchst selten eigene Ansichten aus. Als charakteristisch und hübsch verdient hier hervorgehoben zu werden, was er (Br. 60) von der Nothwendigkeit contrapunktischer Studien sagt, welche dem Erzherzog sicher kein Kopfweh verursachen würden, „ja eher, wenn man sich so selbst mitten in der Kunst erblickt, ein großes Vergnügen. — Nach und nach entsteht die Fähigkeit, grade nur das, was wir wünschen, fühlen, darzustellen, ein den edleren Menschen so sehr wesentliches Bedürfnis.“ Solche Worte erscheinen uns namentlich bedeutungsvoll, wenn wir bedenken, daß sie in der Zeit der großen Messe und der neunten Symphonie gesprochen sind. — Von Aeußerungen über eigene Werke, nach denen man in Beethovens Briefen natürlich am begierigsten sucht, findet man auch nicht eben viele; Köchel hat sie am Schlusse seiner Anmerkungen zusammengestellt. Unter den erwähnten Werken erscheint in den Briefen 4. 5. aus dem Jahre 1813 ein mit dem Violinspieler Rode zu spielendes Werk, welches Köchel kaum anders als auf die Sonate Op. 96 zu deuten weiß; und da diese bei Thayer (162) nur vermuthungsweise 1810 ange setzt ist, so möchte einen dieser Brief vielleicht auf 1813 als Entstehungszeit führen. Dann kommt der Schlußchor Germania, der Fidelio, verschiedene Sonaten, das B-dur-Trio und anderes zur Erwähnung, am häufigsten die große Messe; nirgendwo aber läßt er sich über die innere Bedeutung der Werke selbst aus, überall sind es äußere Notizen und Mittheilungen, die man vernimmt. Von zwei Compositionen spricht er, von denen wir sonst nichts wissen, einer „Pferdemusik“ (Br. 15 mit Köchels Note) und einem Canon „Großer Dank“ (Br. 64. 65.).

Was von Hindeutungen auf seine übrigen Verhältnisse vorkommt, das hat Köchel in der Einleitung zusammengestellt; es sind namentlich seine eigenen Gehaltsverhältnisse, sowie die Verwicklungen wegen seines Neffen, welche vielfach erwähnt werden, und worin des Erzherzogs Vermittlung angerufen wird; dann aber treten mancherlei Verhältnisse zu andern Künstlern, für die er sich verwendet, hervor, man hört von seinen Absichten, Concerte zu geben, von Aufführungen des Fidelio u. a.; aber wenn es auch nur das Verhältniß zum Erzherzoge, die Stellung und Gesinnung Beethovens zu demselben wäre, worüber wir wirklich neuen und reichen Aufschluß erhalten, so wäre der Gewinn des Bekanntwerdens dieser Briefe ein unschätzbarer.

Köchel hat die Briefe mit Anmerkungen versehen, worin man über die in denselben erwähnten Persönlichkeiten und Verhältnisse die nöthige Aufklärung erhält. Dieselben enthalten manches aus eigener Kenntniß Geschöpfte, was die Biographien nicht haben; überall aber zeigt er sich in emsiger Ausnutzung der literarischen Hilfsmittel (Biographien und Zeitschriften) sowohl wie mündlicher Nachfrage, zuweilen auch durch glückliche Vermuthungen thätig, Dunkelheiten aufzuhellen, was natürlich stellenweise nicht möglich war. Entgangen ist ihm, bezüglich der Anm. 2 über Beethovens und Goethes Zusammentreffen, daß Goethe, wenn auch nicht in den von ihm citirten Tags- und Jahreshesten, so doch in den Briefen an Zelter über dies Zusammentreffen spricht. In Nr. 7, bei den Vermuthungen über die in Polledros Concert gespielte Sonate, konnte er die 3 Op. 12 auch noch nennen. Bezüglich des B-dur-Trios Op. 97 hat er den Widerspruch nicht gelöst, daß dasselbe 1811 componirt ist und doch in einem ins Jahr 1814 gesetzten Briefe als neue Arbeit erwähnt ist.

Sollen wir nun auch noch, um aus früher Gesagtem die Consequenz zu ziehen, die Frage aufwerfen, inwieweit eine selbständige Edition dieser Briefe am Orte war, so müssen wir gestehen, daß uns die Bereicherung des Wissens, die darin geboten wird, in der That etwas befangen macht. Denn ganz streng genommen war es auch hier wohl mehr ein wichtiges biographisches Material, was geboten wurde, als etwas selbständig Bedeutsames, und auch diesen Briefen, so sehr sie von andern durch Sorgfalt abstechen, wird als solchen durch die selbständige Edition zu hoher Werth beigelegt. Köchel fühlte das selbst, wenn er bezüglich der letzten 20, fast ganz übereinstimmenden Briefe sagt, nur die Rücksicht auf die Verehrer Beethovens, welche keine Zeile umkommen lassen wollten, bestimmte ihn dazu. Man darf also fragen, ob nicht auch diese Briefe vielleicht erst zur Verwerthung in einer umfassenden Biographie wären aufzubeheben gewesen. Aber wir hätten dann vielleicht noch länger warten müssen, und die Freude über das schon jetzt Gebotene mag die schroffe Ziehung der Consequenz zurückdrängen. Indem Köchel den biographischen Gewinn aus den Briefen selbst in der Ein-

leitung aufzählt und auch in den Anmerkungen Biographisches mittheilt, können wir die Briefe als jenem biographischen Beitrage zugefügte Beweisdocumente betrachten, und so wäre unser Princip, sofern es richtig ist, gerettet.

Unerklärlich bleibt es, daß Köchel die schon früher bekannt gewesenen Briefe an Erzherzog Rudolph (7 stehen bei Nohl) nicht mit aufgenommen hat, da er doch ein Gesamtbild dieses Verhältnisses geben wollte. Dieses würde namentlich durch die Briefe 229 und 308 bei Nohl in interessanter Weise vervollständigt worden sein.

## Die baltischen Provinzen und die Knownothings Rußlands.

Während das Deutschthum an fast allen Punkten der westlichen Grenze vor französischer Sprache und Sitte, in Tirol vor italienischem Wesen und in Krain vor dem Slaventhum langsam zurückweicht, macht es in Polen jedes Jahr raschere Fortschritte und weiß es sich in den baltischen Provinzen Rußlands wenigstens zu behaupten. Dort an der Weichsel ist es der deutsche Bürger und Landmann, der die Feldzeichen dieser friedlichen Eroberung weiter trägt, hier an der Düna und der Ostsee ist vorzüglich der adelige Gutsbesitzer der Träger und Vertheidiger des Deutschthums. Dem gegenüber hat sich in Rußland im Lauf der letzten Jahrzehnte und namentlich seit der jetzige Kaiser der öffentlichen Meinung größere Freiheit gab, eine Partei nationaler Eiferer gebildet, welche auf das heftigste gegen die „Germanisirung“ des Reichs Front macht, allerlei Unheil von derselben weissagt und unaufhörlich in die Regierung bringt, gegen das deutsche Element an der Westgrenze und die deutschen Institutionen in den Ostseeprovinzen in derselben Weise einzuschreiten wie gegen das Polnische.

Verdächtigungen der perfidesten Art, mehr oder minder radicale Russificirungsvorschläge, Klagen bald vom demokratischen, bald vom ultraconservativen Standpunkte aus folgten sich bei dieser Agitation, die, dem Treiben der Knownothings in Amerika ähnlich, nichts gelten lassen und nichts dulden will, was nicht russisch ist, unablässig und mit stets gesteigerter Heftigkeit, und wenn diese Klagen sich vorzüglich auf die baltischen Länder bezogen, so hatten sie, sofern